

**Beihefte zum**

*Language and Culture Atlas of Ashkenazic Jewry*

**Band 4**

---

Herausgegeben von Marvin Herzog, Ulrike Kiefer, Robert  
Neumann, Wolfgang Putschke und Andrew Sunshine



Jürg Fleischer

# Westjiddisch in der Schweiz und Südwestdeutschland

Tonaufnahmen und Texte  
zum Surbtaler und Hegauer Jiddisch

Max Niemeyer Verlag  
Tübingen 2005



Für Marion Sanft

Buch mit zwei CDs

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-484-73104-4

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2005

<http://www.niemeyer.de>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck: Laupp & Göbel GmbH, Nehren

Einband: Industriebuchbinderei Nädele, Nehren

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	IX
Abkürzungen .....	XIII
1. Einleitung .....	1
1.1 Westjiddisch im hochalemannischen Gebiet .....	1
1.1.1 Westjiddisch und Südwestjiddisch .....	1
1.1.2 Die koterritorialen Varietäten: Hochalemannisch .....	5
1.1.3 Geschichtlicher Hintergrund und demographische Entwicklung .....	9
1.1.4 Jüdisches Leben in den untersuchten Gemeinden .....	12
1.2 Zur Sprachsituation .....	16
1.2.1 Die Varietäten <i>jidif-daitf</i> und <i>lo:fən ək<sup>h</sup>audef</i> .....	17
1.2.2 Aufgabe des Westjiddischen .....	21
1.2.3 Kontakte mit der christlichen Bevölkerung .....	25
1.2.4 Einfluss deutscher Varietäten auf das Westjiddische .....	26
1.2.5 Westjiddische Merkmale im Deutsch der Juden .....	30
1.2.6 Gegen das Westjiddische gerichtete Einstellungen .....	31
1.2.7 Einflüsse auf die deutschen Varietäten der Christen .....	35
1.2.8 Nachahmung und sprachliche Adaption bei Christen .....	38
1.3 Zur Einschätzung der Materialien .....	40
1.4 Entstehung und Geschichte der Tonaufnahmen .....	43
1.4.1 Zürcher Aufnahmen 1949/1950 .....	46
1.4.2 Zürcher Aufnahmen der 1950er und 1960er Jahre .....	49
1.4.3 Zürcher Aufnahmen der 1980er Jahre .....	51
1.4.4 Zürcher Aufnahmen 2004 .....	52
1.4.5 Aufnahmen von Uriel Weinreich und dem LCAAJ .....	52
1.4.6 Weitere Aufnahmen .....	54
1.5 Zur vorliegenden Edition .....	54
1.5.1 Aufnahmen der vorliegenden Arbeit: Auswahlkriterien .....	54
1.5.2 Zur Anordnung der transkribierten Texte .....	55
1.5.3 Zur verwendeten Transkription .....	56
1.5.4 Mögliche Beeinflussungen der Transkription .....	64
1.5.5 Zu den Übersetzungen und Anmerkungen .....	65

## VI

1.5.6	Angaben bei den einzelnen Texten.....	70
1.5.7	Zur technischen Bearbeitung der Aufnahmen .....	71
2	Aufnahmen aus Endingen.....	73
2.1	Ein Purim in Endingen.....	73
2.2	Ein Sabbat im Surbtal .....	80
2.3	Feiertag auf dem Land .....	98
2.4	Pessach in Endingen zu Vorväter-Zeiten .....	104
2.5	Sabbat in Endingen .....	122
2.6	Den Mond segnen .....	126
2.7	Socher-Feier, Beschneidung und Haulegrasch .....	129
2.8	Beschneidung und Torawickelband .....	136
2.9	Abholung aus dem Wochenbett.....	138
2.10	Hochzeit.....	139
2.11	Hochzeit und Beerdigung .....	141
2.12	Bräuche beim Ableben.....	145
2.13	Sliches gehen.....	150
2.14	Taschlich machen.....	152
2.15	Kapores machen .....	153
2.16	Aufrufe versteigern vor Simchat Tora.....	155
2.17	Simchat Tora im alten Endingen .....	159
2.18	Hutzelweggen (Rezept).....	166
2.19	Ein Geist an Chanukka.....	169
2.20	In der Mikwa .....	171
2.21	Kauletsch (Rezept).....	173
2.22	Synagoge schmücken für das Wochenfest.....	175
2.23	Gerichte vor und nach Tischo Beow .....	177
2.24	Endinger Gerichte .....	178
2.25	Viehhandel im Aargau .....	180
2.26	Viehmarkt in Brugg .....	183
2.27	Viehhandel im Welschland.....	185
2.28	Viehhandel im Neuenburger Jura.....	187
2.29	Pferdehändlergespräch.....	188
2.30	Schalet (Interview mit Uriel Weinreich).....	204
2.31	Lexikalische Befragung (LCAAJ-Interview).....	206
2.32	Purim-Verslein .....	210
2.33	Socher-Feier .....	212
2.34	Kalt Schabbes .....	213
2.35	Spinnholz.....	215
2.36	Befragung zur Viehterminologie.....	217

2.37	Einem geschenkten Gaul .....	220
2.38	Der Synagogenrufer .....	221
2.39	Schaille und Scheinchen .....	223
2.40	Keine Maschine .....	225
2.41	Da fehlt nur noch der Sarg .....	226
2.42	Dein Maul suche ich .....	228
2.43	Eine gute Stunde .....	229
2.44	Der gestorbene Vater .....	230
2.45	Sprichwörter und Redensarten .....	231
2.46	Wenn ich auch kein Surbtaler bin .....	236
2.47	Kugel (Rezept) .....	237
2.48	Aufrufe versteigern in der Badener Synagoge .....	239
2.49	Aufrufe versteigern in der alten Zürcher Synagoge .....	241
2.50	Jiddische Wörter im Wirtshaus von Endingen .....	243
2.51	Der Strassenwischer .....	245
3	Aufnahmen aus Lengnau .....	247
3.1	Über den Dialekt der Juden .....	247
3.2	Über die Viehhändlersprache .....	248
3.3	Christen sprechen "Jiddisch" .....	249
4	Aufnahmen aus Gailingen .....	251
4.1	Der Provisionsreisende .....	251
4.1.1	Der Provisionsreisende (Tonaufnahme) .....	251
4.1.2	Der Provisionsreisende! (Manuskript) .....	257
4.2	Schema beni! .....	260
4.3	Vier Woche lang vor Purem (Ausschnitt) .....	270
4.4	Aron, du irrst dich! (Ausschnitt) .....	272
4.5	Purim in Gailingen .....	277
4.6	Sprache der Juden und Christen (LCAAJ-Interview) .....	281
4.7	Jiddische Wörter im Dialekt der Christen .....	283
4.8	Kommunikation zwischen Juden und Christen .....	286
5	Aufnahmen aus Randegg .....	289
5.1	Ein Gespräch zwischen der Faie und der Gutel .....	289
5.2	Wer sprach noch Jiddisch? .....	295
5.3	Das Monatsanfangsgeld einziehen .....	296
5.4	Sprache der Juden, Sprache der Christen .....	298
5.5	Juttale .....	300
5.6	Offenbach .....	302

## VIII

6	Vergleiche .....	305
6.1.	Endingen (Guggenheim-Grünberg 1966).....	305
6.2.	Endingen (Guggenheim-Grünberg 1966).....	308
6.3.	Gailingen (Guggenheim-Grünberg 1961a) .....	309
7	Zitierte Materialien .....	313
7.1	Literaturverzeichnis .....	313
7.2	Zitierte veröffentlichte Tonträger .....	327

## Vorwort

Das Westjiddische ist wesentlich weniger gut erforscht als das Ostjiddische. Zwar ist die ältere Überlieferung des Jiddischen insgesamt westjiddisch (und entsprechend werden darunter auch häufig nur diese älteren schriftlichen Zeugnisse verstanden), doch für das 19. und 20. Jahrhundert gibt es nur wenige Quellen, unter anderem, weil die westjiddischen Dialekte seit dem Ende des 18. Jahrhunderts aufgegeben wurden. Diese Situation bringt es mit sich, dass die Vorstellungen über das gesprochene Westjiddisch (und die daraus gezogenen theoretischen Schlüsse) weit auseinander gehen (können). Dabei ist das Westjiddische für die jiddische Linguistik von besonderem Interesse, weil es die Möglichkeit bietet, Jiddisch in einer nichtslavischen, deutschen Umgebung zu beobachten.

Die vorliegende Arbeit bietet Transkriptionen von Tonaufnahmen aus vier Ortschaften in der Schweiz und Südwestdeutschland – einem Gebiet, in dem das Westjiddische zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Vergleich mit anderen Regionen noch ziemlich lebendig war. Über zwei Drittel des Materials – der grösste Teil davon geht auf die Initiative von Florence Guggenheim zurück und stammt aus den 1950er und 1960er Jahren – stammen aus der schweizerischen Ortschaft Endingen. Die veröffentlichten Ausschnitte sind als Tondokumente auf den Begleit-CDs enthalten, insgesamt werden über zwei Stunden Tonmaterial zugänglich gemacht. Zur Textsammlung ist auch eine Grammatik der hier dokumentierten Dialekte in Arbeit. Der Zweck wäre erreicht, wenn die dargebotenen Materialien dazu beitragen, unser Bild vom Westjiddischen zu konkretisieren.

Die Arbeit hätte ohne die Unterstützung zahlreicher Institutionen und Personen nicht zustande kommen können:

Der Stiftung Kredit zur Förderung des akademischen Nachwuchses der Universität Zürich danke ich für ein einjähriges Stipendium für angehende Forschende, das es mir ermöglichte, an der Columbia University und am YIVO Institute for Jewish Research in New York meine Kenntnisse in und über Jiddisch zu erweitern und an den genannten Institutionen mit den dort vorhandenen Materialien zu arbeiten.

Für die Einwilligung, mit den in ihrer Obhut befindlichen Tonaufnahmen zu arbeiten und Ausschnitte hieraus auf den Begleit-CDs zu veröffentlichen, danke ich Ralph Weingarten (Leiter des Florence Guggenheim-Archivs Zürich), Rudolf Schwarzenbach (Kommissionspräsident des Phonogrammarchivs der Universität Zürich), Marvin I. Herzog (Chefredaktor des LCAAJ) und Jean Ashton (Leiter der Rare Book & Manuscript Library, Butler Library, Columbia University New York), Johannes Inama (bis Ende 2003 Direktor des Jüdischen Museums Hohenems) und Jules Friesländer (Niederuzwil). Michael Bollag (Basel), dem einzigen Informanten, den ich selbst befragen konnte, danke ich für die (mit einigen Ausschnitten in dieser Sammlung vertretenen) Interviews und die erteilten Auskünfte.

Für zahlreiche Hinweise, unter anderem auch für Ratschläge zur schlussendlich verwendeten Transkription aus ostjiddischer Perspektive, danke ich Paul Glasser (YIVO Institute for Jewish Research, New York). Hans-Peter Schifferle (Schweizerdeutsches Wörterbuch, Zürich) danke ich für seine Kommentare zur Transkription sowie für die Besprechung zahlreicher transkriptioneller Problemfälle. Er gab seine Kommentare als Kenner und Sprecher der hochalemannischen Dialekte des Surbtals ab.

Besonders herzlich bedanken möchte ich mich bei Beatrice S. Weinreich (New York). Nicht nur machte sie mir bereitwillig das Manuskript eines Vortrages zugänglich, in dem sie selbst und ihr Mann Uriel 1950 am YIVO über ihre Exkursion ins Surbtal berichteten; die Unterhaltung mit ihr zeigte mir auch vorher unbekannte Aspekte über den Austausch zwischen der Zürcher Dialektologie und der in New York um Uriel Weinreich entstehenden linguistischen Schule in den 1950er und 1960er Jahren auf.

Den Herausgebern danke ich für die Aufnahme in die "Beihefte zum *Language and Culture Atlas of Ashkenazic Jewry*"; Andrew Sunshine danke ich für die Unterstützung in New York, Ulrike Kiefer für die intensive jiddistische Betreuung dieser Arbeit und Robert Neumann für die Hilfestellung bei Aspekten der Datenverarbeitung.

Zahlreiche weitere Personen haben mich durch ihre Fragen, Informationen, Hinweise und andere Hilfestellungen unterstützt: Marion Aptroot (Universität Düsseldorf), Jules Bloch (Israelitische Kultusgemeinde Endingen), Johannes L. Brosi (ehemals University of Oxford), Barbara Bucher (Rüschlikon), Jeremy Dauber (Columbia University New York), Yvonne Domhardt (Bibliothek der Israelitischen Kultusgemeinde Zürich), Joshua A. Fishman (Yeshiva University New York), Aili Flint

(Columbia University New York), Thomas Gadmer (Universität Zürich), Elvira Glaser (Universität Zürich), Eva Maria Hesche (Jüdisches Museum Hohenems), Uri Horesh (University of Pennsylvania), Neil G. Jacobs (Ohio State University), Ane Kleine (Universität Trier), William Labov (University of Pennsylvania), Steven M. Lowenstein (University of Judaism, Los Angeles), Pio Pellizzari (Fonoteca Nazionale Svizzera, Lugano), Ellen F. Prince (University of Pennsylvania), Benjamin Sadock (Columbia University New York), Jerrold M. Sadock (University of Chicago), Stefan Schmid (Universität Zürich), Monika Schötschel (Universität Hamburg), Roman Sigg (Universität Zürich), Astrid Starck (Université de Haute Alsace Mulhouse, Universität Basel), Moshe Taube (Hebrew University of Jerusalem), Daniel Weiss (Universität Zürich).

Moni und meiner Familie danke ich für den Rest.

Zürich, im Frühling 2004

Jürg Fleischer



## Abkürzungen

alem.	alemannisch
arab.	arabisch
DWA	Deutscher Wortatlas
aram.	aramäisch
Du.	Dual (bei hebräischen Nominalformen)
f.	feminin
Fem.	Femininum
FIGA	Florence Guggenheim-Archiv (Zürich)
franz.	französisch
Gen.	Genitiv
hebr.	hebräisch
ICZ	Israelitische Cultusgemeinde Zürich
Inf.	Informant(in)
ipf.	Imperfekt (bei hebräischen Verbalformen)
ital.	italienisch
JMH	Jüdisches Museum Hohenems
lat.	lateinisch
LCAAJ	Language and Culture Atlas of Ashkenazic Jewry
m.	maskulin
n.	neutrum
Nom.	Nominativ
Part.	Partizip
PAZ	Phonogrammarchiv der Universität Zürich
pf.	Perfekt (bei hebräischen Verbalformen)
Pl.	Plural
Prät.	Präteritum
SDS	Sprachatlas der deutschen Schweiz
Sg.	Singular
st.	stark (Adjektiv)
subst.	substantiviert
superl.	Superlativ
sw.	schwach (Adjektiv)
westjid.	westjiddisch



# 1 Einleitung

## 1.1 Westjiddisch im hochalemannischen Gebiet

### 1.1.1 Westjiddisch und Südwestjiddisch

Das Westjiddische wurde in den meisten Gegenden seines ursprünglichen Verbreitungsgebietes relativ früh aufgegeben. Sein Status im Vergleich zum Ostjiddischen im 20. Jahrhundert kann folgendermassen charakterisiert werden:

On the eve of the Second World War, the status of Yiddish in most of Western Europe was hardly comparable to that of Yiddish in Eastern Europe. Eastern Yiddish was the living idiom of nearly 7 million Jews in Eastern Europe alone, and of over 10.5 million world wide. It had, moreover, become a vehicle for intense literary creativity. Western Yiddish, on the other hand, had been almost extinguished in the face of the penetration of both regional and Standard German into the Ashkenazic communities, and remained an everyday idiom only in a few areas on the western and eastern fringes of the German language area. (LCAAJ 1: 10)

Für die Zeit um 1900 unterscheidet Guggenheim-Grünberg (1964: 74-75, 76 (Karte), Guggenheim-Grünberg 1973: 9, 29 (Karte 1)) für den Südwesten des ehemaligen jiddischen Sprachgebietes zwischen einer *jiddischen Vollmundart*, einer *jiddischen Mischmundart* und *Resten von Jiddisch*. Die jiddische Vollmundart war zu diesem Zeitpunkt nur noch in der Schweiz, im Elsass und in benachbarten Gegenden in Südwestdeutschland anzutreffen. Die jiddische Mischmundart, die als "ein stark durch das Hochdeutsche (auf oberdeutschem Gebiet) oder durch die landschaftliche Umgangssprache (mitteldeutsches Gebiet) beeinflusstes Jiddisch" (Guggenheim-Grünberg 1964: 74-75) charakterisiert wird, war in einigen weiteren, teilweise angrenzenden Gebieten verbreitet, ansonsten waren nur noch Reste von Jiddisch vorhanden. Heute ist das Westjiddische weitgehend ausgestorben; am längsten wurde es wahr-

scheinlich noch im Elsass gesprochen (nach mündlicher Auskunft von Astrid Starck, Mulhouse und Basel, soll es sogar noch am Anfang des 21. Jahrhunderts einige wenige Sprecher dieser Varietät geben).

Selbst in diesen Gebieten war das Westjiddische allerdings bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Rückzug begriffen: “Nur in kleinen jüdischen Landgemeinden erhielt sich die jiddische Mundart noch längere Zeit, insbesondere bei älteren, aus einfachem Milieu stammenden Leuten.” (Guggenheim-Grünberg 1973: 9; vgl. Guggenheim-Grünberg 1964: 74). Allen erhaltenen und dokumentierten westjiddischen Dialekten kommt deshalb grosse Bedeutung zu, handelt es sich doch beinahe um den einzigen verbliebenen Zugang zum gesprochenen Westjiddischen. Zwar sind auch für manche Gegenden, in denen keine westjiddischen Dialekte in einem sprachwissenschaftlichen Rahmen dokumentiert wurden, schriftliche Dokumente v.a. aus dem 19. Jahrhundert vorhanden, die teilweise recht aufschlussreiche Erkenntnisse erlauben, wie Max Weinreich ([1953] 1958) beispielhaft in Bezug auf ein historisches Phonem, den Vokal  $E_4$  = mhd. *ei*, aufgezeigt hat. Doch ist klar, dass die Erforschung des gesprochenen Westjiddischen den unmittelbarsten Zugang erlaubt und deshalb gegenüber der Untersuchung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Quellen Vorteile bietet, wie Max Weinreich ([1953] 1958: 162) ausführt.

Als ab 1950 der in der Schweiz gesprochene westjiddische Dialekt, das Surbtaler Jiddisch, durch die Publikationen von Florence Guggenheim-Grünberg (1898-1988) allgemein bekannt wurde, erregte dies “in der jüdischen Fachwelt einiges Aufsehen” (Guggenheim-Grünberg 1966: 3). Ohne Florence Guggenheims Arbeiten wäre heute die Forschung zum südwestlichen Westjiddischen kaum denkbar (zu einer Würdigung und Charakterisierung ihres Werkes vgl. die Nachrufe von Althaus 1989, Brosi 1990b und Schläpfer 1994). Neben Arbeiten zur Sprache der Juden in der Schweiz und im übrigen ehemaligen westjiddischen Sprachgebiet verfasste sie auch zahlreiche Artikel und Monographien zur Ethnographie der Juden, zur Sprache der Juden im Mittelalter und zum Judentum in der Schweiz generell und edierte das bis heute massgebende Werk zur Geschichte der Juden in der Schweiz (Weldler-Steinberg 1966, 1970).

Florence Guggenheim hatte schon früh festgestellt, dass es sich beim Surbtaler Jiddischen um “ein sehr gut erhaltenes, ausgeprägtes Westjiddisch” (Guggenheim-Grünberg 1950: 5) handelte. Schon vor dem Wirken Florence Guggenheims gab es gewisse Bemühungen um die Dokumentation des Surbtaler Jiddischen, doch ist es zum grössten Teil das Verdienst dieser Zürcher Forscherin, dass Surbtaler Jiddisch – zum

letztmöglichen Zeitpunkt – relativ ausführlich dokumentiert wurde. Sie begann etwa ab 1950, systematisch Material zum Surbtaler Jiddischen und darüber hinaus zu weiteren westjiddischen Dialekten, v.a. in Südwestdeutschland und im Elsass, zu sammeln, und publizierte zahlreiche Artikel und Monographien hierzu. Besonders wertvoll sind die Tonaufnahmen, die dank ihrer Initiative entstanden und bis jetzt nur zu einem kleinen Teil veröffentlicht sind; der grösste Teil der in der vorliegenden Arbeit veröffentlichten Transkriptionen geht auf solche Aufnahmen zurück.

Im Rahmen ihrer Forschungen stellte Florence Guggenheim fest,

dass die südwestliche Ecke des ursprünglichen westjiddischen Sprachgebietes einstmals eine von den anstossenden jiddischen Sprachlandschaften deutlich abgetrennte Einheit gewesen ist. Sie unterschied sich von ihnen nicht nur durch anderslautende Dialektformen, sondern auch durch verschiedenartige Bräuche (Minhagim). (Guggenheim-Grünberg 1973: 9)

Dieses Gebiet “fällt im grossen Ganzen zusammen mit dem gesamtalemannischen Sprachgebiet, unter Einschluss des schwäbischen”; Guggenheim-Grünberg (1973: 9) bezeichnet es als “südwestliches Randgebiet des Westjiddischen”. Katz (1983: 1026-1028) verwendet für dasselbe Gebiet den kürzeren Terminus *Südwestjiddisch*, der auch in der vorliegenden Arbeit verwendet wird.

Neben den Arbeiten Florence Guggenheims (vgl. 7.1)<sup>1</sup> wurde Surbtaler Jiddisch 1950 von Uriel und Beatrice Weinreich (die 1949-1950 für ein Jahr in der Schweiz weilten; vgl. 1.4.5) in zwei bisher unpublizierten Arbeiten kurz behandelt (Uriel Weinreich 1950, Beatrice Weinreich / Uriel Weinreich 1950). Thommen (1987, 1992, 1994) befasst sich mit der 1946 entstandenen jiddischen Aufnahme des Sprachatlases der deutschen Schweiz (vgl. Hotzenköcherle 1962a: 90, 1962b: 99, Trüb 2003: 39) und bietet eine historische Phonologie aufgrund dieser Materialien. Südwestjiddisch, unter Einbezug beispielsweise auch der elsässischen Dialekte, ist von Brosi (1990a) charakterisiert worden; Brosi (1990a) bietet ebenfalls eine historische Phonologie, wobei für den Vokalismus das in der Jiddistik übliche System nach Max Weinreich (1960; 1973, 2: 321-382, 4:

---

<sup>1</sup> Ein ziemlich vollständiges Verzeichnis der Arbeiten Florence Guggenheims, das neben den wissenschaftlichen Artikeln und Monographien auch ihre zahlreichen Zeitungsartikel verzeichnet, findet sich in *Beiträge zur Geschichte und Volkskunde der Juden in der Schweiz* 12: 40-46 (die Arbeiten zum Surbtaler und Westjiddischen sind auf den Seiten 43 bis 44 aufgeführt).

364-384 = 1980: 658-718; vgl. LCAAJ 1: 11-12, Kiefer 1995: 18-21) zur Anwendung kommt.

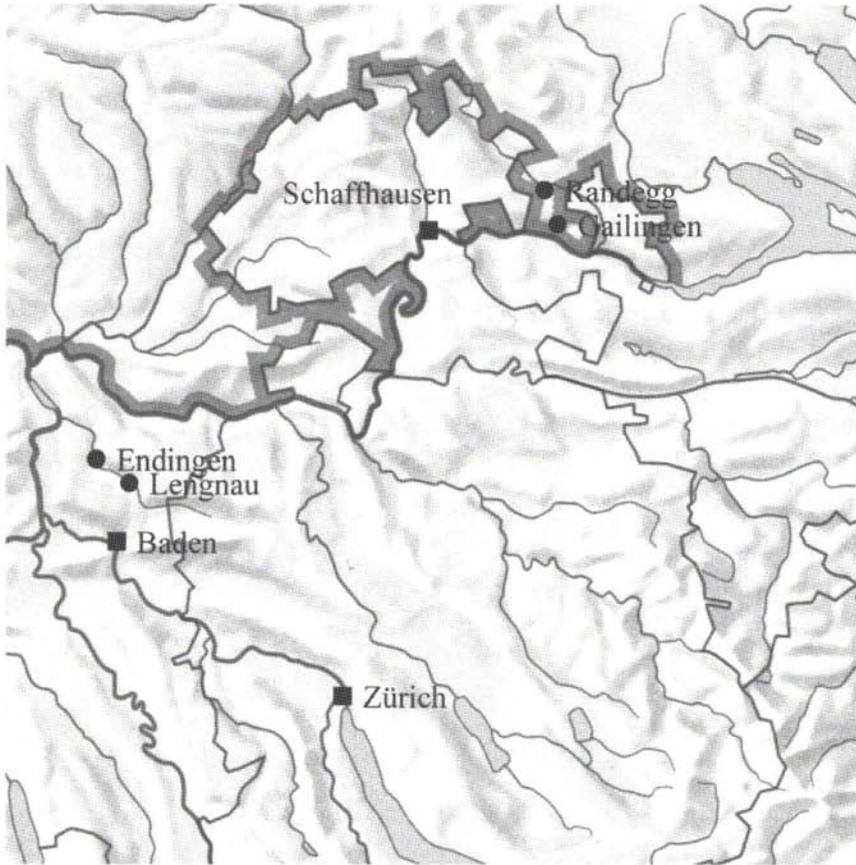
In der vorliegenden Arbeit sind Materialien aus vier verschiedenen Orten des südwestjiddischen Sprachgebietes vertreten: Eendingen, Lengnau, Gailingen und Randegg. Die schweizerischen Ortschaften Eendingen und Lengnau gehören zum Surbtal im Nordwesten des Kantons Aargau; sie liegen zwischen den Ortschaften Baden und Zurzach, im Nordwesten von Zürich und im Osten von Basel. Lengnau liegt ca. 20 km nordwestlich von Zürich, Eendingen liegt ca. 3 km nordwestlich von Lengnau. Die deutschen Ortschaften Gailingen und Randegg liegen im Hegau, im Süden von Baden.<sup>2</sup> Gailingen befindet sich ca. 10 km östlich der schweizerischen Stadt Schaffhausen; das Dorf liegt am rechten Ufer des Rheins, gegenüber der schweizerischen Ortschaft Diessenhofen. Auf drei Seiten ist die Ortschaft vom Gebiet des Kantons Schaffhausen umschlossen, nur im Norden befindet sich auf deutschem Gebiet der (heute administrativ zu Gottmadingen gehörende) Nachbarort Randegg, von Gailingen allerdings durch den Gailinger Berg getrennt. Auf der Karte auf Seite 5 ist die geographische Lage der untersuchten Orte mit runden gefüllten Symbolen markiert (mit viereckigen gefüllten Symbolen sind ausserdem zur besseren Orientierung einige grössere Orte im Gebiet vermerkt; die Landesgrenze ist mit einer breiten Schraffur hervorgehoben, auf Schweizer Seite sind mit feinen Linien ausserdem die Kantonsgrenzen eingezeichnet).

Die genannten Orte liegen alle im hochalemannischen Sprachgebiet (vgl. 1.1.2), auf das sich die vorliegende Arbeit beschränkt. Vor dem Holocaust existierten im hochalemannischen Gebiet noch weitere ländliche jüdische Gemeinden: Im Hegau ist beispielsweise Wangen zu nennen, im österreichischen Vorarlberg Hohenems. In den Werken der Schriftsteller Jacob Picard (1883-1967) und Wilhelm Frey (1833-1909)

---

<sup>2</sup> Die deutsche Landschaft *Baden* hat nichts zu tun mit der Grafschaft *Baden* auf dem Gebiet der nachmaligen Schweizerischen Eidgenossenschaft. Das deutsche *Baden*, welches seit 1952 zusammen mit Württemberg das Bundesland Baden-Württemberg bildet, bis dahin aber ein eigenes Bundesland gewesen war, war bis 1798 eine Grafschaft, deren Kerngebiete das Kraichgau, das nördliche Breisgau und ein Gebiet nahe Lörrach waren. Zu dieser Zeit bestand also keine direkte Grenze mit der schweizerischen Grafschaft Baden (die ihren Namen von der Ortschaft gleichen Namens bezieht). Erst nach 1798 erwarb das deutsche Baden weitere Gebiete im Süden, die vorher zu Österreich gehört hatten. Zu dieser Zeit wurde auch die Grafschaft Baden in der Schweiz in den 1803 gegründeten Kanton Aargau integriert.

finden sich beispielsweise immer wieder verstreute Wörter aus den jiddischen Dialekten dieser Ortschaften. Meines Wissens existiert jedoch, von derartigen Quellen abgesehen, praktisch kein Material zu den rezenten gesprochenen westjiddischen Mundarten anderer Ortschaften im hochalemannischen Gebiet als zu Endingen, Lengnau, Gailingen und Randegg, zumindest nicht in Form von Tonaufnahmen.



Karte reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA04108)

### 1.1.2 Die koterritorialen Varietäten: Hochalemannisch

Seit dem bahnbrechenden Aufsatz “*Sábesdiker losn* in Yiddish: a problem of linguistic affinity” (Uriel Weinreich 1952), in dem anhand von parallelen Phonemzusammenfällen slavischer und ostjiddischer Dialekte

nachgewiesen wird, dass die Mechanismen der Interferenz auf der Ebene der Dialekte sich dahingehend auswirken können, dass koterritoriale Dialekte verschiedener Sprachen dieselbe lokale Entwicklung teilen, sich aber genau in dieser von jeweils nahe verwandten Varietäten unterscheiden, ist unbestritten, dass Sprachkontakthänomene auch in dialektologische Forschungen fruchtbar einbezogen werden können. Spezifisch für das Westjiddische hat Hutterer (1969: 5) betont, dass eine noch engere Koordination der Erforschung der jiddischen und koterritorialen deutschen Varietäten angebracht sei als beim Ostjiddischen und den koterritorialen slavischen Varietäten.

Das Untersuchungsgebiet der vorliegenden Arbeit wurde so gewählt, dass es aufgrund der koterritorialen Dialekte definiert werden kann: Alle vier untersuchten Ortschaften liegen im hochalemannischen Sprachgebiet. Die Abgrenzung des Hochalemannischen gegen Norden verläuft ungefähr parallel zur Grenze zwischen Deutschland und der Schweiz, doch fällt sie nicht mit der Landesgrenze zusammen. Zwar weist Seidelmann (1989: 69) nach, dass die in der älteren Literatur geäußerte Meinung, die Staatsgrenze bilde "keinerlei Lautscheidung", nicht ganz richtig sein kann; in neuerer Zeit "beobachten wir den sukzessiven Aufbau einer Dialektscheidung entlang der politischen Rheingrenze" (Seidelmann 1989: 68). Speziell für den nordöstlichen Aargau und den benachbarten südbadischen Raum Waldshut konstatiert jedoch Schifferle (1995: 242), "dass ich weder lautliche noch morphologische noch lexikalische Einheiten benennen könnte, von denen ich mit Sicherheit annehmen dürfte, sie hätten auf der Staatsgrenze – sagen wir einmal: vor nicht allzu langer Zeit – eine Isoglosse gebildet." Bei den parallel zur Landesgrenze verlaufenden Isoglossen handelt es sich um vergleichsweise junge Phänomene. Die Grenze der für das Hochalemannische als konstitutiv erachteten Merkmale verläuft durchweg nördlich des Rheins (im Fall des rechtsrheinischen Kantons Schaffhausen allerdings gelegentlich parallel zur Landesgrenze).

Die koterritorialen hochalemannischen Basisdialekte sind vom Westjiddischen sprachlich recht verschieden, was sich vielleicht auf die Erhaltung des Westjiddischen insgesamt (vgl. 1.3), auf jeden Fall aber für die Frage der Abgrenzung von deutschen und jiddischen Formen im gegebenen Korpus als vorteilhaft erweist (beispielsweise wurden die frühneuhochdeutsche Diphthongierung und Monophthongierung in den meisten hochdeutschen Mundarten und auch im Westjiddischen durchgeführt, nicht jedoch im Alemannischen). Insbesondere ist das Hochalemannische in Bezug auf zwei lautliche Phänomene vom

Westjiddischen klar unterschieden, in denen das Westjiddische und das Niederalemannische (wozu u.a. die meisten Mundarten des Elsass und Badens gehören; zu diesen Gebieten existiert vergleichsweise viel westjiddisches Material) miteinander übereinstimmen: Das Niederalemannische wird nämlich nach Wiesinger (1983: 832; vgl. Schirmunski 1962: 205) vom Hochalemannischen durch die Behandlung der mittelhochdeutschen gerundeten Vorderzungenvokale abgegrenzt; das Niederalemannische hat (wie die meisten hochdeutschen Dialekte und das Westjiddische) die mittelhochdeutschen gerundeten Vorderzungenvokale entrundet, während die entsprechenden Vokale im Hochalemannischen erhalten bleiben (vgl. niederalem. und westjid. *ibər* ‘über’ gegenüber hochalem. *ybər*). Ein ähnliches Muster zeigt auch die Behandlung von anlautendem germ. \*k-: Während dieser Laut in den meisten niederalemannischen Dialekten, aber auch in den hier näher betrachteten südwestjiddischen Mundarten als aspiriertes /k<sup>h</sup>/ erscheint (vgl. Schirmunski 1962: 297, Wiesinger 1983: 833), liegt im Hochalemannischen stattdessen verschobenes /x/ vor (vgl. niederalem. und westjid. *k<sup>h</sup>ind* ‘Kind’ gegenüber hochalem. *xind*).

In Bezug auf die koterritorialen Basisdialekte bestehen zwischen den hochalemannischen Mundarten des schweizerischen Surbtals und denjenigen des deutschen Hegaus keine sehr grossen Unterschiede. In Bezug auf die soziolinguistische Situation der mit dem Westjiddischen koterritorialen deutschen Varietäten ist dies jedoch der Fall. Die soziolinguistische Situation in der deutschsprachigen Schweiz (vgl. z.B. Schwarzenbach 1969, Ris 1979, Ammon 1995: 283-300, Rash [1998] 2002, Haas 2000: 81-88) war eines der vier Beispiele, die Ferguson (1959) zur Definition des Diglossiebegriffs verwendete. Auch bei Hudson (2002), der jüngsten grösseren Arbeit zu diesem in der soziolinguistischen Diskussion umstrittenen Begriff, gilt die deutschsprachige Schweiz nach wie vor als prototypischer Fall für Diglossie. Das konstitutive Merkmal der Diglossie in der deutschsprachigen Schweiz ist, dass Dialekt und Standard komplementär verteilt sind und von ein und demselben Sprecher in Abhängigkeit von der kommunikativen Situation verwendet werden. Eine Variante der hochdeutschen Standardsprache, die recht ähnlich, aber nicht identisch mit den Standardvarietäten der Bundesrepublik Deutschland und Österreichs ist (und meist als *Schweizerhochdeutsch* bezeichnet wird), wird für die formale Kommunikation verwendet (dazu gehört der grösste Teil der schriftlichen Kommunikation, ausserdem formale mündliche Situationen; beispielsweise ist Hochdeutsch die schulische Instruktionssprache in höheren Klassen), wogegen “Schweizerdeutsch” –

also die Dialekte, die freilich untereinander recht unterschiedlich sind – in allen informellen Situationen verwendet wird. Dialekt und Standard sind komplementär verteilt, jeder Sprecher verfügt über zwei verschiedene Register, die je nach Situation zum Tragen kommen.

Die Diglossie-Situation war allerdings nicht immer so klar ausgeprägt; zwischen 1890 und 1914 breitete sich die neuhochdeutsche Standardsprache zuungunsten des Schweizerdeutschen aus, vor allem in der Stadt Zürich, und es sah so aus, als würden die Dialekte – zunächst in den höheren sozialen Schichten – zugunsten der Standardsprache verschwinden, wie dies in anderen Gebieten des deutschen Sprachraums ja bereits der Fall war (vgl. Schwarzenbach 1969: 128). Diese Entwicklung brach aber mit dem Ersten Weltkrieg und der nachfolgenden Zeit ab.

Für Südwestdeutschland gilt eine gänzlich andere Distribution der Varietäten. Während in der deutschsprachigen Schweiz eine klare Funktionsaufteilung zwischen Dialekt und Standardsprache besteht und die beiden Varietäten klar voneinander abgrenzbar sind, existiert in Südwestdeutschland ein Kontinuum zwischen Dialekt und Standard; für den südwestdeutschen Bereich unterscheidet Ruoff (1973: 48) zwischen *Grundmundart*, *Ortsmundart*, *Umgangssprache* und *Hochsprache*. Zwischen der sozialen Stellung einer Person und der von ihr in informellen Situationen gesprochenen Varietät besteht eine klare Korrelation (vgl. Ruoff 1973: 192). Dialekt spricht vor allem die immobile ältere ländliche Bevölkerung, von vielen sozialen Gruppen wird dagegen eher die Umgangssprache oder die Hochsprache als informelles Register verwendet. Somit besteht eine von der deutschsprachigen Schweiz recht verschiedene soziolinguistische Situation, wie dies Schifferle (1995; vgl. besonders 239-243) in einem Vergleich des nordöstlichen Aargaus mit dem benachbarten südbadischen Raum Waldshut aufgezeigt hat. Die linguistische Auswirkung der soziolinguistischen Situation auf die grundsätzlich den schweizerischen sehr nahen hochalemannischen Dialekte in Südbaden ist eindeutig; es existieren zahlreiche “nördliche Neuerungen im Kontaktbereich mit höheren Varietäten (Standard-, Umgangssprache)” (Schifferle 1995: 215-216), die sich aber, wie bereits eingangs erwähnt, nicht über die Landesgrenze hinaus verbreiten. Ähnliches ist auch bereits von Seidelmann (1989) festgestellt worden.

### 1.1.3 Geschichtlicher Hintergrund und demographische Entwicklung

Die untersuchten westjiddischen Dialekte wurden in vier Dörfern gesprochen, die im weiteren Kontext des Landjudentums betrachtet werden müssen; dies war in Süd- und Westdeutschland (und das gilt auch für die Schweiz) "bis etwa 1850 die absolut vorherrschende Lebensform der Juden überhaupt" (Richarz 1992: 11; vgl. Richarz 1997: 1). Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in einer Periode, die in Westeuropa unter anderem durch eine Veränderung des ökonomischen Systems in der Folge von Industrialisierung und Urbanisierung (und der damit verbundenen Landflucht) gekennzeichnet ist, erhielten die Juden in den untersuchten Gebieten die Niederlassungsfreiheit. Die Landflucht und Urbanisierung, Entwicklungen, von denen die jüdische Landbevölkerung wesentlich stärker betroffen war als die christliche (vgl. Lowenstein [1976] 1992: 23, [1980] 1992: 143), sowie die Gewährung der Niederlassungsfreiheit führten gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu einem weitgehenden Zusammenbruch des Landjudentums.

Die beiden schweizerischen jüdischen Gemeinden, Eendingen und Lengnau, entstanden im 16. Jahrhundert. In der Alten Eidgenossenschaft war den Juden, nachdem sie im 15. Jahrhundert aus den Städten vertrieben worden waren, der Aufenthalt nur in den Untertanengebieten gestattet, so in der Grafschaft Baden, im Thurgau und im Rheintal (vgl. Weldler-Steinberg 1966: 17-20, Armbruster 1992: 38). Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Juden auch aus dem Thurgau und dem Rheintal vertrieben; sie flüchteten teilweise in die Grafschaft Baden. Dort durften sie sich zunächst im gesamten Gebiet niederlassen, doch waren die Dörfer Eendingen und Lengnau im Surbtal besonders günstig gelegen, nämlich zwischen Zurzach, das damals eine bekannte Messe, und Baden, das im 18. Jahrhundert einer der bekanntesten Badeorte Europas war. Im Jahr 1776 wurde das Aufenthaltsrecht auf diese beiden Orte beschränkt; ab nun durften Juden in dem Gebiet, das 1848 zur modernen Schweizerischen Eidgenossenschaft wurde, also praktisch nur in diesen beiden Dörfern wohnen. Die uneingeschränkte Niederlassungsfreiheit erhielten die schweizerischen Juden auf Bundesebene erst im Jahr 1866 (vgl. Weldler-Steinberg 1970, besonders 133-147), einige Kantone waren allerdings vorangegangen (Bern 1846, Genf 1857, Zürich 1862; vgl. Weldler-Steinberg 1970: 218, 231, 205-206). Da die ökonomische Situation der Surbtaler Juden vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr schlecht war (vgl. Weldler-Steinberg 1966: 112-120), begann bereits vor der Emanzipation, mit dieser aber noch in verstärktem

Ausmass, die Abwanderung aus Endingen und Lengnau. Diese Entwicklung kann anhand der Bevölkerungsstatistik der beiden Gemeinden deutlich gezeigt werden, wie Tabelle 1 veranschaulicht.

	1837	1850	1870	1880	1900	1910	1920	1930	1941	1950
Endingen	890	990	747	455	263	170	80	52	31	15
Lengnau	562	525	376	206	110	93	73	56	125	8

Tabelle 1: Anzahl jüdischer Einwohner in Endingen und Lengnau<sup>3</sup>

Aus Tabelle 1 geht hervor, dass die jüdischen Einwohner in Endingen absolut gesehen immer zahlreicher waren als in Lengnau.<sup>4</sup> Das gilt auch, wenn die Zahlen jüdischer mit der Anzahl christlicher Bewohner in den beiden Dörfern verglichen werden: 1837, als Lengnau die grösste Anzahl jüdischer Einwohner hatte, machte die jüdische Bevölkerung weniger als ein Drittel der Gesamtbevölkerung dieses Dorfes aus (die damals 1781 Einwohner betrug; vgl. Schifferle 1995: 38). In Endingen dagegen betrug der jüdische Anteil an der Gesamtbevölkerung in diesem Jahr leicht mehr als die Hälfte (Gesamtbevölkerung 1837: 1764; vgl. Schifferle 1995: 38, Weibel 1998: 311). Auch begann der Rückgang in Lengnau etwas früher als in Endingen, das 1850 den höchsten Stand der jüdischen Bevölkerung erreichte. Im Jahr 1880 betrug der Anteil der jüdischen Bevölkerung in Endingen immer noch etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung, in Lengnau dagegen bereits weniger als ein Sechstel; 1920 war die jüdische Bevölkerung in beiden Gemeinden auf unter 10% der Gesamtbevölkerung gesunken. Die jüdische Bevölkerung der beiden Gemeinden hatte einerseits in anderen dörflichen Gemeinden Individualniederlassungen begründet (beispielsweise konnten sich Händler nach 1866 ohne Probleme in der Nähe ihrer Kundschaft niederlassen), war aber andererseits in städtische Zentren gezogen, und zwar zunächst vor allem in die nahe gelegene Kleinstadt Baden, danach auch in grössere, weiter entfernte Städte (vgl. Wildi 1998: 49-54).

<sup>3</sup> Zahlen in Tabelle 1 nach Weldler-Steinberg (1970: 179), Schifferle (1995: 40), Weibel (1998: 311).

<sup>4</sup> Die relativ hohen Zahlen in Lengnau im 20. Jahrhundert erklären sich zum grossen Teil durch das 1903 eröffnete Altersasyl (vgl. 1.1.4), das über längere Zeit das einzige jüdische Altersheim in der Schweiz war (vgl. Weldler-Steinberg 1970: 179).

In Baden hatten, wie in der Schweiz, in den mittelalterlichen Städten grössere jüdische Populationen bestanden, die jedoch vertrieben worden waren. Die ländlichen Gemeinden im Hegau entstanden im ausgehenden 16. und 17. Jahrhundert, es besteht keine schlüssig belegte Kontinuität dieser Gemeinden mit früheren jüdischen Siedlungen im Gebiet (vgl. Roming 2004: 293-295). Besonders Gailingen war relativ verkehrsgünstig gelegen, seine Attraktivität für jüdische Händler "beruhte nicht zuletzt auf der eigentümlichen Grenzlage des Ortes am Hochrhein, unweit eines so bedeutenden Handelsplatzes wie Schaffhausen" (Roming 1997: 270). Gerade in Südbaden hielt sich das traditionelle ländliche jüdische Leben relativ lang (vgl. Lowenstein [1980] 1992: 147). Auch in Baden begann allerdings der Wegzug aus den ländlichen Gemeinden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nachdem 1862 die Niederlassungsfreiheit gewährt worden war (vgl. Hundsnurscher / Taddey 1968: 17). Nach Roming (2004: 320) fällt der stärkste Rückgang der jüdischen Bevölkerung in Gailingen zusammen mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871. Die demographische Entwicklung ist in Tabelle 2 veranschaulicht.

	1825	1834	1843	1849	1852	1858	1875	1900	1925	1933
Gailingen	596	–	672	–	913	996	704	663	375	314
Randegg	289	194	–	351	–	315	225	179	79	62

Tabelle 2: Anzahl jüdischer Einwohner in Gailingen und Randegg<sup>5</sup>

Tabelle 2 zeigt, dass Gailingen im betrachteten Zeitraum 1858 die höchste jüdische Bevölkerungszahl hatte. Im Jahr 1825 machten die Juden knapp die Hälfte der Bevölkerung in dieser Ortschaft aus, in den Jahren 1843, 1852 und 1858 bestand eine geringe jüdische Bevölkerungsmehrheit (nach Hundsnurscher / Taddey 1968: 99 betrug die christliche Bevölkerung 652, 910 bzw. 982 in diesen Jahren; vgl. Guggenheim-Grünberg 1961a: 7). Vor der vollständigen Emanzipation war Gailingen die drittgrösste jüdische Gemeinde Badens (nach Mannheim und Karlsruhe), Randegg stand an siebter Stelle (vgl. Roming 1992: 93, 1997: 271, 2004: 320). Mit der Emanzipation begann die Bevölkerungszahl aber zu sinken, und zwar nicht nur absolut, sondern auch relativ: 1875 und 1900 machte der Anteil der jüdischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung noch ca.

<sup>5</sup> Zahlen in Tabelle 2 nach Hundsnurscher / Taddey (1968: 99-100, 239-240) und Moos (1986: 36).

40% aus, 1925 nur noch ca. ein Viertel. Zur Zeit der Weimarer Republik war Gailingen immerhin noch die einzige Gemeinde Badens mit weniger als 2000 Einwohnern insgesamt, die noch über 150 Juden zählte (vgl. Lowenstein 1997: 228, mit Fussnote 22). Mit der Emanzipation zogen die Juden u.a. nach Konstanz, Mannheim, Amerika – vor allem aber in die Schweiz, und zwar vorwiegend nach Diessenhofen und Zürich (vgl. Hundsnurscher / Taddey 1968: 99, Girres 2004) – mit den schweizerischen Juden hatten seit jeher enge Verbindungen bestanden. Die Entwicklung in Randegg verlief ziemlich parallel zu derjenigen Gailingens, der Rückgang setzte aber etwas früher ein. Auch war in Randegg die jüdische Bevölkerung in absoluten und relativen Zahlen niemals so hoch gewesen wie in Gailingen.

#### 1.1.4 Jüdisches Leben in den untersuchten Gemeinden

Die traditionellen Beschäftigungen der Surbtaler Juden waren auf Geldgeschäfte, den Viehhandel, das Hausierergeschäft, den Markthandel und die Vermittlung im Liegenschaftshandel beschränkt (vgl. Weldler-Steinberg 1966: 33). Nach dem Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Mehrzahl der Surbtaler Juden Hausierer (vgl. Weldler-Steinberg 1966: 112). Der Aktionsradius beispielsweise von Hausierern oder Viehhändlern war wesentlich grösser als derjenige der weniger mobilen christlichen Bevölkerung (die im 19. Jahrhundert noch zum grössten Teil in der Landwirtschaft tätig war); beispielsweise kehrten viele Händler nur über Sabbat zu ihren Familien zurück.

Die jüdischen Gemeinden des Surbtals hatten eigene Schulen, in denen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert der Hauptakzent nicht auf profanem Wissen, sondern auf der Vermittlung traditioneller jüdischer Bildung lag; deutsche Bildungsfächer wurden zunächst nicht unterrichtet (vgl. Weldler-Steinberg 1966: 148-151). 1813 ordnete die Regierung an, dass die Judengemeinden deutsche Schulen einzurichten hätten (vgl. Weldler-Steinberg 1966: 154). Die modernen Schulen stiessen allerdings bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts bei einem Grossteil der Bevölkerung auf Widerstand, weil ihrer Ansicht nach die traditionelle religiöse Bildung in ihnen zu kurz kam (vgl. Weldler-Steinberg 1966: 188). Die jüdischen Schulkorporationen bestanden bis ins späte 19. Jahrhundert hinein und wurden in Lengnau 1894, in Endingen 1896 mit den christlichen Dorfschulen vereinigt (vgl. Weldler-Steinberg 1970: 196).

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts spielte sich in den Surbtaler Gemeinden ein Kulturkampf zwischen konservativ und reformerisch Gesinnten ab (vgl. Weldler-Steinberg 1966: 200), der teilweise auch recht unschöne Züge annahm (und beispielsweise zur Amtsenthebung des Rabbiners Leopold Wyler führte, vgl. 1.2.6). Trotz dem deutlichen Bevölkerungsrückgang wurde 1903 das *Alterssylv*, das damals einzige jüdische Altersheim in der Schweiz, in Lengnau eingeweiht. Dass diese Institution ausgerechnet in Lengnau gebaut wurde (und nicht etwa in Endingen, das damals noch über eine stärkere jüdische Bevölkerung verfügte, oder etwa in Zürich, wo die jüdische Bevölkerung zu dieser Zeit bereits wesentlich grösser war), ist bis zu einem gewissen Grad eine künstliche Entwicklung: Das Altersheim war u.a. mit einer grossen Spende der "Copper Guggenheims" in Philadelphia und New York gebaut worden (deren bekannteste Exponenten sind heute Peggy Guggenheim und Solomon R. Guggenheim, Mäzen des nach ihm benannten Museums in New York). Diese Familie stammt ursprünglich aus Lengnau. Sie hatte ihre Spende an die Bedingung geknüpft, dass das Altersheim in ihrer Heimatgemeinde erbaut werde (vgl. Dreyfus 1924).

Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzende Abwanderung wirkte sich in den Surbtaler Gemeinden insofern verstärkt aus, als die in den Gemeinden verbliebenen Juden wesentlich weniger finanzkräftig waren als die abgewanderten (vgl. Weldler-Steinberg 1970: 175). Mit der Abwanderung hörten die jüdischen Gemeinden von Endingen und Lengnau im Verlauf des 20. Jahrhunderts praktisch auf zu existieren. Die Synagogen und der jüdische Friedhof wurden zwar renoviert (und 1993 mit dem Aargauer Heimatschutzpreis ausgezeichnet), aber heute gibt es in den Orten praktisch keine jüdische Bevölkerung mehr. In den Synagogen finden hie und da Hochzeiten und an Feiertagen Gottesdienste statt, aber die einzigen noch regulär als solche funktionierenden jüdischen Institutionen sind das jüdische Altersheim (das heute freilich ohne nichtjüdische Bewohner seine Bettenzahl nicht mehr auslasten könnte) und der zwischen den beiden Gemeinden gelegene jüdische Friedhof.

Zum Zusammenleben mit der christlichen Ortsbevölkerung ist zu bemerken, dass vor der Emanzipation trotz der räumlichen Nähe die Kontakte zwischen jüdischer und christlicher Bevölkerung relativ gering waren. In Bezug auf die Surbtaler Juden vor der Emanzipation heisst es:

Bis dahin lebten sie inmitten der nichtjüdischen Dorfbevölkerung ein Sonderdasein, bedingt einerseits durch ihre bürgerliche und politische Ausnahmestellung, andererseits durch ihre konfessionelle Eigenart, welche in einer

eigenen Sprache und Kultur ihren Ausdruck fand. (Guggenheim-Grünberg 1966: 4)

Im 19. Jahrhundert, meist in Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen um die Emanzipation, kam es manchmal zu Spannungen zwischen christlicher und jüdischer Bevölkerung, beispielsweise im Jahr 1861. Damals versuchte der Kanton Aargau, die jüdischen Gemeinden zu Ortsgemeinden zu erheben. Dies hätte bedeutet, dass ihnen ein eigenes Gemeindeterritorium zugeteilt worden wäre, welches ihnen vom Territorium der christlichen Gemeinden hätte abgetreten werden müssen (vgl. Weldler-Steinberg 1970: 92-94, Weibel 1998: 332-333). Diese Idee stiess auf den erbitterten Widerstand der christlichen Endinger und Lengnauer. Es kam zu Sachbeschädigungen an jüdischen Häusern und Körperverletzungen durch Steinwürfe; die Krawalle hörten erst auf, als der Kantonsrat wieder von seinem Plan abrückte.

Die traditionellen Berufe der Gailinger und Randegger Juden lagen wie im Surbtal im Bereich des Handels, unter anderem im Viehhandel (vgl. Hundsnurscher / Taddey 1968: 99, 240; Schmid 1988: 69). Gailingen war auch die Hauptstadt des Rabbinischen Bezirks, zu dem unter anderem die Gemeinden von Randegg, Wangen, Konstanz und Diessenhofen gehörten. Es bestanden viele soziale Aktivitäten jüdischer Vereine. 1891 wurde ein jüdisches Krankenhaus und 1898 ein jüdisches Altersheim, gebaut (vgl. Hahn 1988: 90, Roming 2004: 355-363); in letzterem gab es Bewohner aus ganz Baden (vgl. Hundsnurscher / Taddey 1968: 101). Gailingen hatte von 1870 bis 1884 einen jüdischen Bürgermeister, den ersten in ganz Deutschland (vgl. Rosenthal 1927: 376-377; Hundsnurscher / Taddey 1968: 19, 101; Hahn 1988: 305). Im 19. Jahrhundert war Gailingen die grösste und wichtigste ländliche jüdische Gemeinde in Baden und wahrscheinlich in ganz Deutschland (vgl. Hundsnurscher / Taddey 1968: 98). Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts war Gailingen eine ziemlich traditionelle Gemeinde, die für das Landjudentum als repräsentativ gelten konnte. Im Vergleich zu anderen ländlichen jüdischen Gemeinden, die in dieser Zeit in grosser Zahl aufgelöst wurden (vgl. Lowenstein [1980] 1992: 147, Hahn 1988: 28), florierte Gailingen. Dass es sich vor allem bei Gailingen auch im 20. Jahrhundert noch um eine vergleichsweise blühende jüdische Gemeinde handelte, kann im Vergleich mit der jüdischen Gemeinde von Worblingen illustriert werden. Die Ortschaft Worblingen, die wie Gailingen und Randegg im Hegau liegt, hatte ursprünglich eine sehr ähnlich strukturierte jüdische Gemeinde wie diese beiden Ortschaften, aber um 1925 gab es in

dieser Ortschaft keine jüdische Bevölkerung mehr. Die jüdische Gemeinde war bereits 1901 aufgelöst worden (vgl. Hundsnurscher / Taddey 1968: 164).

In Gailingen bestand wie in Endingen und Lengnau ursprünglich eine eigene jüdische Schule, die jedoch 1877 mit der christlichen zu einer Simultanschule vereinigt wurde (vgl. Roming 2004: 350). Die jüdische Bevölkerung von Gailingen (wie auch von Randegg und den anderen Gemeinden im Hegau) war weitgehend orthodox (vgl. Sauer 1986: 29, Schmid 1988: 38-42).<sup>6</sup> Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist, dass noch 1925, als die Residenz des Bezirksrabbiners von Gailingen nach Konstanz verlegt wurde (Konstanz verfügte damals über eine wesentlich grössere jüdische Bevölkerung, die eher liberal orientiert war; ein gewisses Zeugnis darüber bietet der Text in 5.1), Gailingen und Randegg darauf beharrten, wieder einen orthodoxen Rabbiner zu bekommen. Diesem Wunsch wurde 1927 auch entsprochen (vgl. Hundsnurscher / Taddey 1968: 164). In einer aus dem gleichen Jahr stammenden Charakterisierung (die praktisch wörtlich, allerdings ohne Quellenangabe, auch bei Hundsnurscher / Taddey 1968: 100 abgedruckt ist) wird Gailingen als – freilich einer vergangenen Epoche angehörendes – Modell einer ländlichen jüdischen Gemeinde gesehen:

Die Blütezeit der jüdischen Gemeinde Gailingen fällt in das 19. Jahrhundert. [...] Die in einem kleinen Orte verhältnismäßig starke jüdische Bevölkerung schuf unter Führung bewährter Rabbiner, Lehrer und weitsichtiger Bürger ein musterhaftes Gemeindeleben mit allen Einrichtungen für religiöse, geistige und Wohlfahrtsbedürfnisse, die auch anderwärts als nachahmenswert befunden wurden. Das Zusammenleben in großer Zahl begünstigte nicht nur die Erhaltung überlieferter Bräuche (Purimfeier u.a.), sondern erzeugte auch Heimatstolz, ein starkes jüdisches Bewußtsein [...] (Rosenthal 1927: 164)

---

<sup>6</sup> Nach Lowenstein (1997: 224) war das südliche Baden im Vergleich zu anderen Landschaften Deutschlands weder besonders traditionell noch besonders säkularisiert, sondern “irgendwo zwischen den beiden Extremen zu finden”; dass aber Gailingen und Randegg innerhalb Südbadens sicher traditioneller als andere Gemeinde waren, liegt ausser Frage. Aufgrund von Erinnerungen christlicher und jüdischer Gailinger merkt übrigens Müller (2004: 407) an: “Die jüdischen Gemeinden von Gailingen und Randegg waren offenbar in Bezug auf die Einhaltung der religiösen Glaubensvorschriften sehr unterschiedlich. Dennoch stimmen beide Gemeinden darin überein, dass sie die aufkommende Liberalisierung ablehnten [...]”

In der Reichskristallnacht wurden die Synagogen von Gailingen und Randegg zerstört und die noch in den Gemeinden verbliebenen, meist älteren Juden am 22. Oktober 1940 zunächst nach Gurs in Südfrankreich und später in die Vernichtungslager deportiert. Von Berty Friesländer-Bloch, der wichtigsten Informantin zur jiddischen Mundart von Gailingen, ist ein Bericht über die Deportation abgedruckt in Friedrich / Schmieder-Friedrich (1981: 111-121) und Schmieder (2004: 451-453; vgl. auch Moos 1986: 149-152).

## 1.2 Zur Sprachsituation

Das soziolinguistische Verhalten der (jüdischen und christlichen) Bevölkerung eines Dorfes mit signifikanter jüdischer Bevölkerung war vermutlich wesentlich komplexer, als man aufgrund der Angaben in vielen älteren Arbeiten zum Westjiddischen vermuten würde (das gilt wahrscheinlich auch für die sprachlichen Auswirkungen auf das Westjiddische). Zur soziolinguistischen Situation in einem solchen Dorf sind mit Ausnahme der Arbeiten von Matras (1989, 1991, 1996, 1997), der sowohl jüdische als auch christliche (ehemalige) Einwohner der Gemeinden Rexingen und Buttenhausen in Württemberg befragte, noch keine eingehenden Untersuchungen unternommen worden. Aufgrund des frühen Untergangs des Landjudentums in vielen Gebieten und vor allem wegen des Holocaust sind auch praktisch keine verlässlichen Daten vorhanden.

Es gibt heute keine Sprecher der westjiddischen Mundarten der untersuchten Ortschaften mehr. Die meisten Informanten zum Surbtaler Jiddisch waren in den 1970er Jahren bereits verstorben (vgl. Guggenheim-Grünberg 1976: 3) und alle in der vorliegenden Arbeit dokumentierten Informanten, soweit es sich nicht um Sekundärsprecher<sup>7</sup> handelt,

---

<sup>7</sup> Mit dem Terminus *Sekundärsprecher* bezeichne ich Informanten, die Westjiddisch nicht als Erstsprache erworben haben, aber noch einen gewissen Zugang zum Westjiddischen hatten, beispielsweise als Nachkommen von Primärsprechern. In mehreren Arbeiten verwendet Matras den Begriff des "authentischen Sekundärsprechers", womit Personen bezeichnet werden, "die die Sprache zwar nicht gebrauchten, jedoch Zeugen deren authentischen Gebrauchs gewesen sind und sie daher rekonstruieren können" (Matras 1997: 100). Im Unterschied zu Matras, der sich mit seinem Terminus hauptsächlich

sind vor 1900 geboren. Diese Ausgangslage bringt vor allem für die Rekonstruktion der soziolinguistischen Situation gewisse Schwierigkeiten mit sich, da hierzu praktisch keine systematisch erhobenen Daten vorliegen.

Da ich die Sprachsituation der letzten Informanten auch nicht aus eigener Anschauung beurteilen kann (als 1974 Geborener hatte ich von einem Sekundärsprecher und Nachfahren von Sprechern abgesehen keine Möglichkeit mehr, Informanten selbst zu befragen), muss ich viele Details zur soziolinguistischen Situation erschliessen. Die in der Literatur und vor allem auch in den bisher unveröffentlichten Tonaufnahmen vorhandene anekdotische Evidenz reicht dazu aus, zahlreiche soziolinguistische Aspekte zu erhellen, es muss aber betont werden, dass die folgenden Angaben aufgrund der Quellenlage bis zu einem gewissen Grad fragmentarisch sind. Die von Fishman (1965) formulierten Grundfragen (“Who speaks what language to whom and when?”) können aufgrund der vorhandenen Evidenz leider nicht eindeutig beantwortet werden.

### 1.2.1 Die Varietäten *jidif-daitf* und *lo:fən ək<sup>h</sup>audɛf*

Neben dem eigentlichen westjiddischen Basisdialekt, der zumindest im Surbtal als *jidif-daitf* ‘Jüdisch-Deutsch’ bezeichnet wurde (vgl. Guggenheim-Grünberg 1950: 4, 1954a: 48, 1981: 46), existierte ein spezielles sondersprachliches Register, das als Markt- oder Handelssprache charakterisiert werden kann. Für die Surbtaler Juden ist die Sondersprache der Vieh- und Pferdehändler besonders gut dokumentiert (vgl. Guggenheim-Grünberg 1954a, 1966: 34-38, 1981); Vieh- und Pferdehandel war einer der Haupterwerbszweige der Surbtaler Juden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (vgl. 1.1.4):

Die jüdischen Händler sprachen unter sich Jiddisch, und zwar einen Dialekt des Westjiddischen, wie alle Bewohner der Surbtaler “Judendörfer” Endingen und Lengnau und wie auch die Juden, die aus dem Auslande kamen. Dieses Westjiddische enthielt eine größere Anzahl von Ausdrücken, die von hebräischen Lexemen abgeleitet waren. Die Pferdehändler – wie in kleinerem

---

auf das sondersprachliche Wortgut bezieht (die eigentliche westjiddische Mundart konnte in seinem Untersuchungsgebiet nicht mehr dokumentiert werden), beziehe ich mich damit auch auf phonologische, morphologische und syntaktische Eigenschaften.

Umfange auch die Viehhändler – mischten nun viele besondere Fachausdrücke in ihr Jiddisch, die sie wiederum aus dem Hebräischen entlehnten. Sie schufen so mit der Zeit eine eigene Berufssprache, die den übrigen Juden nur schwer verständlich war, eine Art Geheimsprache, deren sie sich in Gegenwart von Nichtjuden bedienten. (Guggenheim-Grünberg 1981: 45; vgl. Guggenheim-Grünberg 1954a: 49)

Dieses sondersprachliche Register wird mit demselben Namen bezeichnet wie das Hebräische, nämlich als *lo:fən ək<sup>h</sup>audəf* wörtl. ‘Sprache des Heiligen, Heilige Sprache’ (vgl. Guggenheim-Grünberg 1950: 4, 1954a: 51, 1981: 46). Der linguistisch augenfälligste Unterschied zum eigentlichen westjiddischen Dialekt liegt darin, dass letzterer 2% bis 8% Hebraismen enthält, wogegen dieser Prozentsatz in der Pferdehändler-sprache bei 22% bis 32% liegt. Ausserdem bestehen Unterschiede in Bezug auf die Wortartzugehörigkeit: während in der westjiddischen Mundart der überwiegende Anteil der Lexeme hebräischen Ursprungs, nämlich über 70%, Nomen sind, liegt dieser Anteil in der Pferdehändler-sprache nur bei ca. 55%. Der Prozentsatz an anderen Wortarten ist hier bedeutend höher, die signifikantesten Unterschiede bestehen bei den Numeralia (vgl. Guggenheim-Grünberg 1976: 45-49, 1980, 1986). Beatrice Weinreich / Uriel Weinreich (1950: 20) weisen darauf hin, dass im sondersprachlichen Register – mit Ausnahme der Viehterminologie – die Hebraismen mehr oder weniger willkürlich eingesetzt werden können und auch nicht unbedingt stabil sein müssen. Ein derartiges sondersprachliches Register, das seinen Sinn darin hat, anwesende Uneingeweihte von den Inhalten eines Gespräches unter Eingeweihten auszuschliessen, war bis zu einem gewissen Grad auch unter Surbtaler Juden verbreitet, die nicht unbedingt Vieh- oder Pferdehändler waren, wenn sie in Gegenwart von Nichtjuden vertrauliche Bemerkungen austauschen wollten, ohne verstanden zu werden (vgl. Guggenheim-Grünberg 1954a: 51, Guggenheim-Grünberg 1981: 46).

Im Fall der Surbtaler Juden besteht das Resultat der beschriebenen linguistischen Strategie darin, dass der westjiddische Dialekt wesentlich mehr und teilweise andersartige Hebraismen enthält, als dies im eigentlichen westjiddischen Dialekt der Fall wäre. Die genau gleiche Strategie ist auch im Ostjiddischen verbreitet (vgl. Beatrice Weinreich / Uriel Weinreich 1950: 20, Max Weinreich 1973, 2: 319, 4: 362 = 1980: 657). Das Einfügen von Lexemen einer den Uneingeweihten nicht zugänglichen Quelle in den von der natürlicherweise gesprochenen Varietät bereitgestellten grammatischen Rahmen ist auch für andere

Geheimsprachen bekannt (in der Schweiz und in vielen Gegenden Deutschlands ist etwa das Jenische zu nennen; vgl. Roth 2001, besonders 98-102, 2002: 18). Für das Funktionieren eines geheimsprachlichen Registers ist es offensichtlich keine Notwendigkeit, dass der Sprecher eine westjiddische Mundart als Basis verwenden muss. Die für das Surbtal beschriebene Praxis ist auch für Juden aus Deutschland bekannt: Für Rexingen in Württemberg wird ein sondersprachliches Register namens *Lekoudesch* beschrieben (vgl. Matras 1989, 1991, 1996, 1997), und verwandte sondersprachliche Register (mit ähnlichen Bezeichnungen) sind für viele andere ehemalige Judenorte im Südwesten des deutschen Sprachgebietes bekannt, beispielsweise für das ostfränkische Rappenu (Meisinger 1900, 1901, 1902) oder für das ostfränkische Schopfloch mit dem benachbarten schwäbischen Mönchsroth (vgl. Philipp 1983, Shy 1990, Klepsch 1996), wobei diese Varietäten nicht unbedingt auf jüdische Sprecher beschränkt sind.<sup>8</sup> Mit Bezug auf die LCAAJ-Informanten beschreibt Lowenstein (1969: 17) eine “market language”, die meist *lošnakoudeš* genannt wurde, und berichtet darüber: “This ”language” was made up primarily of words of Hebrew origin *in a German grammatical framework.*” (Lowenstein 1969: 17; meine Hervorhebung). Interessanterweise war dieses Register auch unter Informanten verbreitet, die keine Kompetenz im Westjiddischen hatten, sondern nur eine deutsche Varietät sprachen; die Praxis, hebräische Wörter in die üblicherweise gesprochene Varietät einzufügen, hat also in vielen Fällen länger überlebt als der eigentliche westjiddische Dialekt.

Wie ich betont habe, sind die beiden Varietäten – der eigentliche westjiddische Dialekt und das geheim- bzw. sondersprachliche Register – konzeptuell voneinander unabhängig. Auf die genaue Unterscheidung der beiden Varietäten muss deshalb besonders genau und detailliert eingegangen werden, weil die Verwechslung der einen Varietät mit der anderen einige Verwirrung stiften kann. Dies gilt sowohl für den wissenschaftlichen Bereich<sup>9</sup> als auch für die nichtwissenschaftliche

---

<sup>8</sup> Für den Ort Siblingen im Kanton Schaffhausen ist eine unter (christlichen) Viehhändlern benutzte Geheimsprache bekannt, die *Lakuutisch* bzw. *de lakuutisch Daberis* genannt wird (vgl. Richli / Gallmann 2003: 226); sie muss heute als praktisch ausgestorben gelten und ist leider kaum dokumentiert. Für Gailingen wird berichtet, dass viele Nichtjuden auch *laudisch-chaudisch* beherrschen wollten (vgl. Schneble 2004: 477)

<sup>9</sup> Es könnte sich herausstellen, dass die mit Verve geführte, stark ideologisch gefärbte Diskussion um die Namen *Westjiddisch* vs. *Jüdischdeutsch* zum Teil

Wahrnehmung der beiden Varietäten: Es ist leicht einzusehen, dass bei einem nichtjüdischen Sprecher einer deutschen Varietät die eigentliche westjiddische Mundart viel weniger Aufmerksamkeit erregt als die Geheimsprache, die wesentlich mehr Hebraismen enthält. Diese kann von den mit den Gegebenheiten wenig Vertrauten als wesentlich typischer für die "jüdische Sprache" oder den "jüdischen Dialekt" angesehen werden als die eigentliche westjiddische Mundart, beziehungsweise kann – fälschlicherweise – damit identifiziert werden:

Es wird zuweilen die Meinung vertreten, das "Jidisch-Daitsch" der Surbtaler Juden sei eine Art Geheimsprache gewesen, eine künstliche Sprache, deren sich die Juden nur bedienten, um von den Nichtjuden nicht verstanden zu werden. Das mag in einem gewissen Sinne zutreffen für die besondere "Fachsprache" der jüdischen Vieh- und Pferdehändler, keineswegs aber für den Dialekt der Juden als solchem. Dieser Dialekt ist eine natürlich gewachsene Sprache [...] (Guggenheim-Grünberg 1953: 206)

Sondersprachliche Register unter Westjiddisch-Sprechern sind nicht unbedingt an die Geheimhaltungsfunktion gebunden: viele Dokumente, die bestimmte mit der Religion verbundene Praktiken beschreiben, sind für "Uneingeweihte" genauso wenig verständlich wie die Pferdehändlersprache, ohne dass die Unverständlichkeit in diesem Fall auf einen

---

auf die Vermischung und Identifizierung der beiden Varietäten miteinander zurückzuführen ist. Für dialektologische Untersuchungen halte ich die Sprachregelung für sinnvoll, die Matras (1991) implizit trifft: er verwendet *westjiddisch* für Varietäten, die in Bezug auf Phonologie und Grammatik mit keiner deutschen Varietät übereinstimmen, wobei er explizit darauf hinweist, dass dies für das Surbtal – im Gegensatz u.a. zu den von ihm untersuchten Ortschaften Rexingen und Buttenhausen – noch der Fall sei (vgl. Matras 1991: 269). Ansonsten aber "wurde das Westjiddisch in den deutsch-sprachigen Ländern allmählich zu einem Jüdischdeutsch – zu einer Stufe in einem Kontinuum sehr eng verwandter sprachlicher Register, von der Grundmundart bis zur Hochsprache" (Matras 1991: 269). Wenn Weinberg (1973, 1994) darauf besteht, die von ihm dokumentierte Varietät als "Jüdischdeutsch" zu bezeichnen, ist dies eine durchaus adäquate Bezeichnung für die Sprachsituation, die ihm selbst und seinen Informanten aus dem Nordwesten Deutschlands vertraut war – ohne dass damit für andere Zeiten und Regionen dieselbe Sprachsituation angenommen werden muss: Weinberg (1981: 278) konzediert selbst, "daß für gewisse Situationen Westjiddisch der treffendere Terminus ist" – wozu ich aufgrund der oben gemachten Überlegungen Surbtaler und Hegauer Jiddisch rechne.

expliziten Willen zum Geheimhalten von Informationen zurückzuführen wäre. Der Übergang vom eigentlichen westjiddischen Dialekt in sondersprachliche Register kann natürlich auch fließend sein, beide Varietäten können ja von denselben Sprechern gesprochen werden.

Bis zu einem gewissen Grad scheint die beschriebene linguistische Praxis auch einfach eine Art Gruppensprache gewesen zu sein:

Many central European Jews who did not make use of this market language could nevertheless give their German a "Jewish flavor" by using specifically Jewish words or proverbs in their German speech. (Lowenstein 1969: 17-18)

Dieses "Jewish-flavored German" existiert zumindest in der Schweiz noch heute: Nachfahren alter Surbtaler Familien sprechen noch heute "Jiddisch"; damit ist das gemeint, was dann beispielsweise auf Zürichdeutsch als *ydifi usdrykx* 'jüdische Ausdrücke' umschrieben wird und nichts anderes ist als ein schweizerdeutscher Dialekt, der in der beschriebenen Art mit Hebraismen versehen ist; diese Varietät kann als jüdisches Schweizerdeutsch charakterisiert werden (vgl. z.B. 2.48). Auch hochdeutsche Texte können in der beschriebenen Weise mit Hebraismen "angereichert" werden, diese Varietät kann als "jüdisches Schweizerhochdeutsch" bezeichnet werden (vgl. z.B. 2.49). Die Verbindung zwischen solchen jüdischen Varietäten des Deutschen und dem Westjiddischen besteht nur darin, dass die Hebraismen im Westjiddischen aller Wahrscheinlichkeit nach die gleiche Form aufwiesen; in Bezug auf Phonologie und Grammatik hingegen haben solche Register mit dem Westjiddischen nichts zu tun.

### 1.2.2 Aufgabe des Westjiddischen

Über den genauen Ablauf der Aufgabe des Westjiddischen in seinem ehemaligen Verbreitungsgebiet ist (von der Verwendung des Westjiddischen in schriftlichen Dokumenten abgesehen; vgl. Lowenstein 1979) wenig Präzises bekannt. Das folgende Szenario scheint mir zumindest in Bezug auf die vier untersuchten Dörfer plausibel und ist durch zahlreiche Beobachtungen gestützt, doch vieles muss, da keine genauen Angaben vorhanden sind, spekulativ bleiben.

Die Angaben zu den schriftlichen Dokumenten aus dem Surbtal beschränken sich auf die Untersuchung von Guggenheim-Grünberg (1953) zum Pinkas Guggenheim von Lengnau, der Eintragungen von 1750 bis 1834 enthält, und auf einige verstreute Bemerkungen in anderen